C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Unverkäufliche Leseprobe

Adam Fletcher
So Sorry
Ein Brite erklärt sein komisches Land

2018. 208 S., mit 39 farbigen Abbildungen.
Broschiert.
ISBN 978-3-406-72107-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
https://www.chbeck.de/22723516

© Verlag C.H.Beck oHG, München

KAPITEL 1

«In a nutshell»
«Kurz und bündig»

Die Grundlagen

Das Ideal der *Britishness*

Es gibt ein Phänomen, das man den *Disneyland-Effekt* nennt. Danach wird die erste Begegnung mit etwas zum alles Weitere prägenden Erlebnis.

Ein oft zitierter Disneyland-Effekt betrifft Safaris. Die meisten von uns erleben ihre erste und damit prägende Safari in einem Freizeitpark, wo man in einem kleinen, leuchtend blauen Plastikboot durch die Simulation einer afrikanischen Savanne gezogen wird. Drei intensive Minuten lang wird man mit künstlich animierten exotischen Tieren bombardiert – Löwen brüllen einem direkt ins Gesicht, Zebras galoppieren neben einem her, eine Erdmännchensippe tanzt auf dem Panzer einer Riesenschildkröte, während die Stammestrommeln aus den im Gebüsch versteckten Lautsprechern sich in einem packenden Crescendo zum Höhepunkt aufschwingen.

Safaris!, denkt man sich, wenn man das Gelände durch den Souvenirladen verlässt. *Wunderbar*.

Und dann buchen Sie eine echte Safari …

Und Sie erfahren, für eine echte Safari, also richtig in Afrika und so, müssen Sie im Morgengrauen aufstehen und sich auf dem Rücksitz eines Jeeps sechs Stunden lang das Steiß-

bein prellen lassen, jede Menge Staub schlucken und sich von einer ganzen Schwadron Mücken aussaugen lassen, nur um eine einzelne Giraffe unter einem Baum schlafen zu sehen.

Und singt oder tanzt diese Giraffe? Einen Sch… tut sie. *The circle of life*? Den kannst du dir sonst wohin stecken, Elton John. Ihnen dämmert, dass Sie womöglich die künstliche, geschönte Version einer Safari sehr viel lieber mögen.

So in etwa ergeht es, glaube ich, den meisten Menschen bei ihrer ersten Begegnung mit den Briten.

Großbritannien – die Marke, die Idee, der Mythos, das Freizeitparkerlebnis? *Wunderbar.* Eine fröhliche Popkultur-Achterbahnfahrt durch die Geschichte: Der Mini! James Bond! Die Swinging Sixties in London! Monty Python, Tanzen zu den Rolling Stones, Lesemarathons mit Harry Potter, Erdbeeren mit Schlagsahne in Wimbledon!

Aus der Ferne betrachtet großartig, aber dann sind Sie zu Besuch gekommen, stimmt's? Keine Sorge, Sie können offen darüber reden. Wir sind hier unter Freunden …

Es war nicht so gut, wie Sie erhofft hatten, nicht wahr? Die Leute waren gar nicht so höflich? Es gab auch weniger Schlösser, oder? Sie haben weder Harry Potter noch Doctor Who getroffen. Es war alles ein bisschen klein und eng und schäbig und überteuert, richtig? Es war nicht wirklich furchtbar oder so, schon in Ordnung – nett, vielleicht sogar ganz angenehm. Nur war es genau wie bei den Safaris, nämlich dass Sie die Idee der *Britishness* noch ein bisschen lieber mochten als die Umsetzung.

Danke, dass Sie so ehrlich sind.

Aber wenn Sie uns so erlebt haben, was glauben Sie, wie es sich anfühlt, *wir zu sein?*

Was wir sein sollten

Was wir sind

Nicht alle Nationalitäten verlangen von ihren Angehörigen das gleiche – die Ansprüche sind unterschiedlich: Italiener sollen gefühlsintensive, redselige, wild gestikulierende und leidenschaftliche Kommunizierer sein. Mexikaner können den ganzen Nachmittag verschlafen, Sombreros tragen und Tequila trinken. Von Ihnen, meine allerliebsten Deutschen, erwartet man, dass Sie humorlos und verkrampft sind, aber gut mit einem Schraubenzieher umgehen können. Ein Witz die Woche, schon sind Sie offizieller Büroclown. Zehn Minuten zu spät zu einem Geschäftstermin, und Sie gelten als furchtloser Rebell. Wenn Sie dann noch gegen die Fahrtrichtung parken, sind Sie praktisch Che Guevara.

Bei uns Briten ist das anders. Popkultur ist nicht bloß *Ihre* erste Begegnung mit uns, Ihre Britensafari, nein, sie ist auch *unser* erstes Erlebnis mit uns selbst. In der Schule, zu Hause, im Fernsehen. Die Musik aus unseren Radios, das geschönte

Empire in unseren Geschichtsbüchern, der selbstgerechte Tonfall unserer Zeitungen. Wir werden genauso wie Sie mit der Idee der *Britishness* indoktriniert. Vielleicht sogar noch schlimmer: mit dem *Ideal* der *Britishness*.

Man lehrt uns, dass wir etwas Besonderes sind. Schließlich sind wir die direkten Nachfahren des erfolgreichsten Weltreichs aller Zeiten. Wir sind der Mittelpunkt jeder Weltkarte, der Nullmeridian. Schöpfer der *lingua franca* für den gesamten Planeten. Das Geburtsland Shakespeares. Und der Beatles. Ja, genau, *die* Beatles. Alle vier. In kultureller Hinsicht sind wir außerordentliche, kolossale, praktisch unschlagbare Höchstleister.

Wir haben unseren Kulturmythos aggressiv vermarktet, und niemand hat ihn so bereitwillig gekauft wie wir selbst.

Und genau da liegt die Wurzel fast all unserer Probleme …

Wegen dieses Mythos fühlen wir uns gezwungen, immer, *immer* witzig zu sein; perfektes Oxford-Englisch zu sprechen; in allen Widrigkeiten einen kühlen Kopf und eine steife Oberlippe zu bewahren; beim geringsten Anlass «Entschuldigung» zu sagen; niemals niemandem zur Last zu fallen, Ärger zu machen, auf die Nerven zu gehen; eigenverantwortlich zu handeln und autark zu sein. Um die Briten zu verstehen, müssen Sie begreifen, wie sehr wir mit dieser Diskrepanz kämpfen – zwischen den Werten unserer *Bloß-kein-Aufhebens*-Kultur und unseren individuellen Bedürfnissen, zwischen dem Ideal der *Britishness* und der Umsetzung – dem alltäglichen Leben auf einer kleinen, überfüllten, feuchten Ansammlung von Inseln, denen man allmählich ihr Alter ansieht und die, wenn ich so sagen darf, ihren kulturellen und wirtschaftlichen Zenit ein wenig überschritten haben.

Es ist für uns alles ein bisschen überwältigend und beängstigend und größtenteils unmöglich. *Eight Days a Week!* Also haben Sie ein wenig Nachsicht mit uns, okay? Vielleicht lernen wir mit der Zeit, auch Nachsicht mit uns selbst zu üben.

Nett sein

Mein Bruder hat einmal erwähnt, dass er und seine Freundin einen Couchtisch brauchen. Noch am selben Abend besuchte meine Mutter eine Webseite, wo Menschen aus der näheren Umgebung Sachen zum Verkauf anbieten, und fand ein gut aussehendes Exemplar. Sie schickte meinem Bruder den Link. Der Tisch sollte ganze fünf Pfund kosten. Mein Bruder fand auch, dass der Couchtisch gut aussah und dass fünf Pfund ein anständiger Preis sei. Aber für ihn sei es ein bisschen weit zu fahren.

«Kein Problem», sagt meine Mutter, weil sie nett sein will. «Wir besorgen den Tisch für dich und bringen ihn zu euch.»

Dann ruft sie den Mann an, der den Tisch verkaufen will. Mit dem Auto sind es fünfzehn Minuten zu ihm, ein höchst unerfreulicher Stadtteil, wie sich herausstellt, und sie ist allein. Sie klopft an der Haustür. Niemand reagiert. Sie steigt wieder ins Auto und ruft den Mann an.

«Ich bin zu Hause», sagt er, «kommen Sie hinten rum.»

Sie geht durch eine dunkle Gasse zum Hintereingang des Hauses. Dort findet sie eine steile Metalltreppe, die zu einer

Tür im ersten Stock führt. Hinter der Glasscheibe sieht man die Silhouette eines Mannes. Sie fühlt sich sehr unwohl bei der ganzen Sache, geht zum Auto zurück und fährt wieder eine Viertelstunde lang nach Hause. Der Mann schickt ihr eine genervte SMS, dass er extra ihretwegen zu Hause geblieben sei und dass sie schon die dritte Interessentin sei, die ihn hängen lasse. Wahrscheinlich wegen der gruseligen Gasse und der steilen Treppe und der Serienkilleratmosphäre, will sie ihm eigentlich sagen, sagt sie aber nicht, weil das nicht nett wäre. Sie willigt ein, es am nächsten Abend noch einmal zu versuchen. Diesmal wird sie meinen Vater mitnehmen.

Am nächsten Abend sitzen meine Eltern müde von der Arbeit auf dem Sofa. «Müssen wir dahin?», fragt mein Vater. «Ich hab dem Mann gesagt, wir würden kommen», antwortet meine Mutter. Mein Vater *seunickt* (eine originelle Mischung aus Seufzen und Nicken, die er in jahrzehntelanger Ehe perfektioniert hat). Widerwillig ziehen sie sich Schuhe und Mäntel an und steigen erschöpft ins Auto. Meine Mutter setzt rückwärts aus der Einfahrt.

«Pass auf», sagt mein Vater, «du fährst gegen die Mauer der Nachbarn.»

«Ich bin schon tausendmal rückwärts aus dieser Einfahrt gefahren, du Idiot! Ich glaub, ich weiß, was ich tue.»

Knirsch.

Das Auto und die Mauer schließen intime Bekanntschaft. Meine Eltern schimpfen aufeinander, auf die Mauer, auf ihre Ehe und auf den Fünf-Pfund-Tisch. Aber jetzt ist es zu spät, um gar nicht hinzufahren, sie haben dem Mann schließlich zugesagt, dass sie kommen, und sie wollen ihn nicht enttäu-

schen, das wäre nicht nett. Also fahren sie wieder eine Viertelstunde in den unerfreulichen Stadtteil.

«Kannst du reingehen?», fragt meine Mutter. «Bei diesem Typen ist mir unwohl.»

Mein Vater stapft in die dunkle Gasse. Oben im ersten Stock sieht man die Silhouette des Tischbesitzers. Mein Vater wägt die mögliche Unannehmlichkeit, ermordet zu werden, gegen die Erleichterung ab, nie wieder häusliche Pflichten für meine Mutter erledigen zu müssen. Das ist die Sache wert, beschließt er. Die Tür geht auf, und eine dichte Wolke Zigarettenrauch quillt heraus in die Winternacht. Ein Mann mit einer auf den Hals tätowierten Meerjungfrau winkt meinen Vater herein, dann fällt die Tür hinter ihm zu. In der Wohnung ist es dunkel. Mitten im Raum steht ein wackliger, zerkratzter brauner Couchtisch.

Sowie mein Vater den Tisch untersucht, kommt er zu dem Schluss, dass er keine fünf Pfund wert ist – an sich schon eine Leistung. Natürlich sagt mein Vater nichts dergleichen, denn das wäre nicht nett. Ganz offensichtlich hat der Mann das Foto eines anderen Tisches ins Netz gestellt oder ein Foto dieses Tisches vor ein paar Jahrzehnten. Er ist tatsächlich ein bisschen beängstigend. Um keinen Aufstand zu machen, lobt und preist mein Vater den Tisch überschwänglich, zahlt und verlässt die Wohnung mit seinem Leben, einem grässlichen Tisch für fünf Pfund und vielen häuslichen Pflichten vor sich. Ein hoher Preis, aber immerhin hat er keinen Aufstand gemacht. Nichts ist schlimmer als einen Aufstand zu machen.

Er trägt den Tisch hinunter zum Auto und ist froh, dass die Quälerei vorüber ist.

«Was hast du dir denn *dabei* gedacht?», fragt meine Mut-

ter ungläubig, als sie den Tisch sieht, den mein Vater gerade auf den Rücksitz wuchtet.

«Ich habe mir gedacht, dass ich nichts weiter möchte als ein einfaches Leben.»

Am nächsten Tag bringen sie das Auto in die Werkstatt. Die gute Nachricht ist, dass sich Kratzer und Beule reparieren lassen. Die schlechte, dass es zweihundert Pfund kosten wird. Weitere nicht druckreife Worte werden gewechselt. Dann fahren sie eine halbe Stunde zum Haus meines Bruders, um ihm den neuen Couchtisch zu präsentieren und damit ihre gute Tat zu vollenden.

Sie waren nett. Das kann niemand bestreiten.

Sie zeigen meinem Bruder den Tisch. Er gefällt ihm genauso wenig wie seiner Freundin. Aber das sagen die beiden nicht, denn das wäre nicht nett. Doch man kann es an ihrer Körpersprache ablesen, und ihre Lobeshymnen auf den Tisch stehen in keinem Verhältnis zu seinem tatsächlichen Zustand.

Mein Bruder gibt meiner Mutter einen Zwanziger. Sie gibt ihm zehn zurück und fragt meinen Vater, ob er einen Fünfer hat. Er schaut in sein Portemonnaie: Er hat keinen. Sie durchsucht ihre Taschen und findet auch keinen. «Ach, lass es gut sein», sagt sie und gibt meinem Bruder seinen Zwanziger zurück, ohne daran zu denken, dass sie ihm schon zehn herausgegeben hat.

Meinem Bruder diesen Tisch hinzustellen, den niemand leiden kann, hat meine Eltern eine Reparaturrechnung über zweihundert Pfund, mehrere Streitereien, vier Hin- und Rückfahrten mit dem Auto, einige unerfreuliche Situationen in einer dunklen Gasse und ein Dutzend zukünftige Sitzun-

gen bei der Eheberatung gekostet. Ach ja, und außerdem haben sie meinem Bruder am Ende noch zehn Pfund *bezahlt*, damit er den Tisch nimmt.

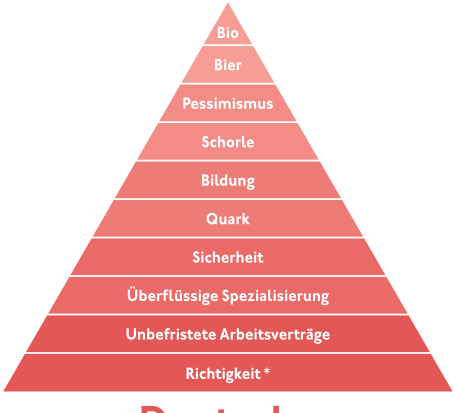
Natürlich können sie meinem Bruder nichts davon erzählen, denn er soll ja kein schlechtes Gewissen kriegen, das könnte unangenehm sein. Aber mir erzählen sie es. Meine Mutter findet es lustig, mein Vater weniger. «Ich wollte doch bloß nett sein», sagt sie zum zwölften Mal. Mein Vater seunickt. Dagegen kann er nichts sagen. Nichts zählt bei uns mehr als das.

Ich vermute, dass Sie das anders sehen. Bei den Deutschen heißt es schließlich: «Nett ist die kleine Schwester von scheiße.» Sie wissen, dass der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist, nicht wahr? Nun, das wissen wir auch. Wir sehen durchaus, wie viel Ärger uns diese ganze Nettigkeit einbringt, wie viel komplizierter alles wird, wenn man es einfacher machen will, aber es kümmert uns nicht. Es gibt Dinge, die sind wichtiger als Effizienz. Wir sind eben nicht so lösungsorientiert wie ihr. Uns sind flüchtigere, metaphysischere Dinge wichtig: beste Absichten und ein gutes Herz. Wenn uns das in die Hölle führt – eine äußerst höfliche, zivilisierte Hölle –, dann soll es eben so sein. Meine Mutter hat das unübertrefflich zusammengefasst, als sie einmal über uns drei Kinder sagte: «Für mich macht es überhaupt keinen Unterschied, ob ihr Müllmänner oder Gehirnchirurgen werdet. Mir war immer nur wichtig, dass ihr nette Menschen seid.»

Als meine Eltern das nächste Mal bei meinem Bruder zu Besuch sind, ist der Tisch nicht mehr da. Niemand erwähnt ihn jemals wieder. Das wäre nicht nett. *Willkommen in Großbritannien.*

Die Pyramide der britischen und deutschen Bedürfnisse

Briten



Deutsche

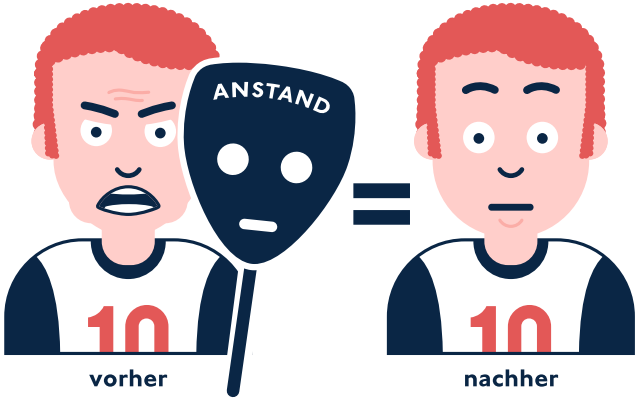
Die Maske der Höflichkeit

Erinnern Sie sich an den Erfolgsfilm *Die Maske* aus den 90ern, in dem Jim Carey den zaghaften und sanftmütigen Bankangestellten Stanley Ipkiss spielt? Der sich komplett verwandelt, wenn er eine mysteriöse grüne Maske aufsetzt, mit deren Hilfe er all seine Ängste abschütteln, das Leben bei den sprichwörtlichen Eiern packen und dazu noch das Herz einer Blondine im hautengen roten Kleid gewinnen kann?

Also, wir Briten tragen auch eine spezielle Maske, und zwar jede (nüchterne) Minute unseres Lebens. Wenn Sie uns verstehen wollen, wenn Sie erfolgreich mit uns interagieren wollen, ohne uns zu beleidigen oder gnadenlos von uns verspottet zu werden, dann müssen Sie diese Maske ebenfalls aufsetzen.

Sie heißt *Die britische Maske der Höflichkeit*. Ich glaube, sie wird jedem Einwanderer ausgehändigt. Womöglich haben Sie schon eine. Vielleicht sind Sie enttäuscht, wenn Sie merken, dass Sie durch das Tragen dieser Maske nicht weniger ängstlich oder zaghaft werden und auch nicht das Herz

* Wenn wir davon ausgehen, dass Nettigkeit der höchste Wert der Briten ist, dann stellt sich die Frage: Was ist die Entsprechung in der deutschen Kultur? Darüber habe ich mir lange den Kopf zerbrochen. Viel zu lange. Es *gibt* eine Entsprechung, ich spüre sie. Sie liegt mir auf der Zunge. Doch es fällt mir schwer, sie zu benennen. Es ist das Bewusstsein, dass die Dinge so sind, *wie sie sein sollen*. Dass das Leben gerecht, vertrauenswürdig, korrekt und in Ordnung ist. Dass alle nicht nur dasselbe Spiel spielen, sondern auch fair und nach denselben Regeln. Kurz: dass alles *seine Richtigkeit hat*.



der Blondine im hautengen roten Kleid gewinnen. Als wir Briten nämlich diesen Film sahen, da konnten wir uns überhaupt nicht mit dem grünen Draufgänger identifizieren, der das Mädchen abkriegt, ständig und überall immer genau das tut, was er will, und alle Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Und eben nicht tapfer und unerschütterlich weitermacht, ohne sich zu beschweren, eben nicht hartnäckig entschlossen ist, sein Schicksal zu akzeptieren.

Um ganz ehrlich zu sein: Wir fanden, der grüne Typ war ein ziemlich unerträgliches Arschloch.

Stattdessen identifizierten wir uns mit dem sanftmütigen Stanley Ipkiss. Hinter den konnten wir uns bedenkenlos stellen. Wenn wir unsere Höflichkeitsmaske tragen, sind wir genau wie er.

Die Maske aufzusetzen führt zu folgenden Veränderungen: Die Stirn zieht sich zu dauerhaft entschuldigenden Falten zusammen, weil man die Dreistigkeit besitzt, überhaupt

zu existieren; der Mund entspannt sich zu einem weichen, nachdenklichen Lächeln, und auf den Lippen sitzt das Wort *Entschuldigung* besonders locker; und in die Augenwinkel tritt ein leichtes Glitzern, das andeutet, dass hinter jeder Satzwendung Scherz und Ironie lauern könnten.

Das klingt womöglich schlimm in Ihren Ohren – ist es aber nicht. Es ist bloß eine Art Mechanismus, um mit Dingen fertigzuwerden, den Umgang miteinander zu erleichtern. Denn Großbritannien ist zwar nicht ganz so regelversessen und leidenschaftlich indirekt wie Japan, aber wir leben hier auch auf einer kleinen, überfüllten Insel. Wenn die Temperatur mal über 25 Grad steigt, kriegt das ganze Land frei. Wasser fällt ständig ungebeten vom Himmel, wir müssen sechs Monate auf einen Krankenhaustermin warten, die Immobilienpreise sind auf einem Rekordhoch und steigen weiter, und der Zug hat *schon wieder* Verspätung.

Bah.

Darum brauchen wir in solchen Momenten … ach, eigentlich in allen Momenten des Lebens die Maske, um die Verbindung zwischen unseren Gefühlen und unserem Gesicht zu kappen. Damit wir höflich und zivilisiert bleiben können. Unsere Gefühle sind trotzdem alle noch da, unter der Oberfläche. Wir drücken sie bloß auf andere Weise aus – hauptsächlich durch Subtext. Dazu mehr in späteren Kapiteln …

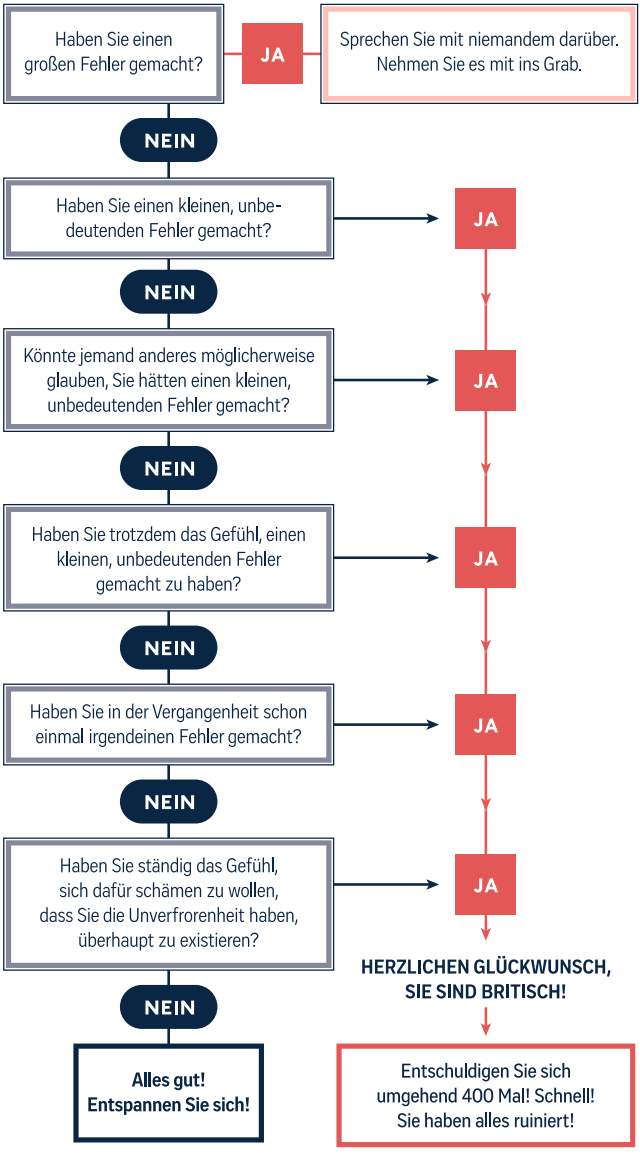
Sich entschuldigen

Sie glauben vielleicht, Sie wüssten, wie man sich entschuldigt. Vielleicht finden Sie es sogar leicht, Ihr Bedauern auszudrücken. Sie machen einfach einen kleinen Fehler, haben ein schlechtes Gewissen, bitten mit dem kleinen Zauberwort *Entschuldigung* um Verzeihung, und schon sind Sie von Ihrer Schuld freigesprochen. Nein. *Halt*. Sie machen das ganz falsch.

In meiner Kultur gilt die Übereinkunft, dass *sorry* kein Wischmopp ist, mit dem man jeden Fehltritt spurlos beseitigen kann. Nein, *sorry* ist viel größer und mächtiger. *Sorry* ist eine Lebensweise. Eine Weltanschauung. Ein Dogma. Die Deutschen sind vielleicht gut in Vergangenheitsbewältigung, aber wir Briten sind Weltmeister in Gegenwartsbewältigung – und Zukunftsbewältigung. Wir wissen schon, dass wir uns entschuldigen sollten, *bevor* wir überhaupt etwas falsch gemacht haben. Irgendwie ist *«Keep Calm and Carry On»* zu unserem nationalen Motto geworden, aber eigentlich sollte es eher lauten: *«Say Sorry, Carry On Feeling Guilty and Come Back and Apologise Six More Times Just to Be Sure.»* («Entschuldigen Sie sich, fühlen Sie sich weiter schuldig und gehen Sie noch sechsmal hin, um sich erneut zu entschuldigen, nur zur Sicherheit.»)

Als Ausländer sind Sie sich vielleicht nicht ganz sicher, wofür genau und wann Sie sich entschuldigen sollten, um den britischen Standards zu entsprechen. Ziehen Sie dafür dieses praktische Diagramm zu Rate:

Sollten Sie sich entschuldigen?



Das Einzige, wofür sich ein Brite *nicht* entschuldigt, sind wirklich bedeutende Fehltritte und größere Sünden. Wo die Bitte um Entschuldigung also wirklich angebracht wäre, sind unsere Schande und die Scham darüber so groß, dass sie niemals angesprochen werden dürfen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de